

Separatum aus:

B|||E
SONDERHEFT

BREVITAS 3



*Mareike von Müller / Michael Schwarzbach-Dobson
(Hrsg.)*

Brüchige Finalität. Erzähl- und kulturhistorische Perspektiven auf das Ende in vormoderner Kleinepik

Publiziert im Dezember 2024.

Die ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‹ (BmE) werden herausgegeben von Prof. Dr. Anja Becker (Bremen) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Sie erscheinen online in der University of Oldenburg Press unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/). Die BmE Sonderhefte ›Brevitas‹ sind das Publikationsorgan der ›Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinepik – Brevitas‹. Sie werden herausgegeben vom Vorstand (PD Dr. Silvan Wagner, Prof. Dr. Anna Mühlherr, Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Patrizia Barton, Dr. Mareike von Müller, Dr. Nina Nowakowski, Dr. Michael Schwarzbach-Dobson) unter Mitwirkung des [wissenschaftlichen Beirates](#). Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung für das einzelne Sonderheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://brevitas.org/> – <http://www.erzaehlforschung.de>

ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

von Müller, Mareike/Schwarzbach-Dobson, Michael: Brüchige Finalität. Eine Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): Brüchige Finalität. Erzähl- und kulturhistorische Perspektiven auf das Ende in vormoderner Kleinepik, Oldenburg 2024 (Brevitas 3 – BmE Sonderheft), S. 1–34 (online).

Mareike von Müller / Michael Schwarzbach-Dobson

Brüchige Finalität

Eine Einleitung

Unus lapis facit fornicem, ille qui latera inclinata cuneavit et interventu suo vinxit. Summa adiectio quare plurimum facit vel exigua? quia non auget sed implet.

Ein einziger Stein stellt einen Gewölbebogen her, und zwar derjenige, der sich als Keil zwischen die seitlichen Bogenkrümmungen eingeschoben und sie so verbunden hat. Warum hat der letzte Zuwachs die größte Wirkung, mag er auch noch so winzig sein? Weil er nicht vermehrt, sondern vollendet.

(Seneca, epist. 20, 118, 16)¹

1. Das Ende und die Kleinepik

Das Ende ist eine Fiktion. Aber es ist eine Fiktion von ›außergewöhnlicher Resilienz‹ (Kermode 1967, S. 8) und beeinflusst als solche Form und Inhalt literarischer Texte gleichermaßen. Von heilsgeschichtlich inspirierten Ansätzen, die eigene Endlichkeit zu revidieren, über die Deutung des Endes als Übergang zu einer neuen Daseinsform, bis hin zu Versuchen, das Ende als sukzessiven Zerfallsprozess zu begreifen, entstehen auf dem Feld der Literatur mannigfaltige Möglichkeiten, das Ende zu imaginieren und Vergänglichkeit zu problematisieren. Endlichkeit ist unausweichlich und bleibt in letzter Konsequenz dennoch undenkbar. Die mit diesem Umstand verbundene kulturelle Herausforderung korreliert mit einem narratologischen

Problem: Als notwendige narrative Grundkomponente einer Erzählung hat das Ende die Tendenz, sich selbst in Frage zu stellen, zu zersetzen und einen neuen Anfang zu generieren (vgl. Haarkötter 2007). Dem Ende wird daher eine spezifische Ambivalenz zugeschrieben (vgl. Brandes/Lindner 2009), die sich in literarischen Zusammenhängen als äußerst produktiv erweist. Denn obgleich sich das Ende weder in phänomenologischer noch in narrativer Hinsicht vollends domestizieren lässt, sich vielmehr als brüchig erweist, vermögen die verschiedenen Annäherungsversuche an das Finale Aufschluss über dessen Sinndimensionen zu geben.

Der vorliegende Sammelband ist aus der zweiten Jahrestagung der Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinepik ›Brevitas‹ hervorgegangen, die vom 29.–30.03.2023 im Tagungszentrum an der Sternwarte in Göttingen stattfand.² Die Tagung hatte sich zum Ziel gesetzt, die Konzeptionen, Darstellungsformen und Deutungsmuster des poetischen Endes im Feld mittelalterlicher Kleinepik zu beleuchten. Zur Kleinepik zählen divergente Textgruppen wie Mären, Schwänke, Bispeln, Sprüche, Legenden, Exempel u. v. m., die sich über das Merkmal der Prägnanz positiv bestimmen lassen (vgl. Dimpel/Wagner 2019) und für das Thema des Sammelbandes besonderes Aufschlusspotential aufweisen. Durch ihre Kürze und ihre (manchmal auch nur fingierte) Prägnanz ist es möglich, den jeweils gesamten Text vom Ende her in den Blick zu nehmen. Kleinepische Texte bringen als kleine, aber hochkomplexe Formen Erzählprinzipien wie kulturelle Wertvorstellungen kondensiert zum Ausdruck. Dabei zeigen sie eine starke Neigung, mit etablierten poetischen Vorgaben zu spielen und diese zu unterwandern. Sowohl Sinnerzeugung als auch Sinnirritationen setzen am Textende an, das die Beiträge dieses Sammelbandes als historisches und kulturell bedingtes Phänomen in den Blick nehmen. Damit lassen sie sich in eine Strömung der Kleinepikforschung einordnen, die sich vermehrt den ästhetischen Gesichtspunkten ihres Gegenstandes zuwendet.

Nachdem, speziell mit Bezug auf das Märe, zunächst Gattungsfragen im Vordergrund standen (Neuschäfer 1969; Fischer 1983; Haug 1993; Grubmüller 1993, 2006), konzentrieren sich die gegenwärtigen Forschungsbemühungen auf die vielfältigen Diskurse, in die sich kleine Formen einschreiben, sowie auf die strukturellen Implikationen, die mit diesen einhergehen. Neben Publikationen, die sich vornehmlich mit einem Märenautor befassen (mit Bezug auf Heinrich Kaufringer Willers 2002; Rippl 2014; mit Bezug auf den Stricker Hagby 2001; Nowakowski 2018 und González/Millet 2006), erschienen Sammelbände und Qualifikationsschriften, welche die Partizipation der Texte an Diskursen zu Gender (Heiland 2015), Recht (Rippl 2018; Döring/Emmelius 2017), Komik (Coxon 2008; von Müller 2017) und Exemplarik (Schwarzbach-Dobson 2018a, 2019) studieren. Sie stellen Fragen nach kasuistischen Strukturen, rhetorischen Mustern und ästhetischer Gestaltung in den Vordergrund.

Das Ende wird dabei in unterschiedlichen Zusammenhängen thematisiert: als der Versnovellistik wesentlich zukommende Pointe, welche sich aus der schwankhaften Handlung ergibt (Grubmüller 2006, S. 86), als komplementär dazu angelegte, selbstreflexive Antipointe (von Müller 2017, S. 103–109, 140–145 u. ö., 2019; Bleumer 2020, S. 169–178), als Epimythion (Schwarzbach-Dobson 2018b) und als Textschluss in legendarischen Kurzformen (Rüther 2013). Der vorliegende Sammelband möchte auf den Beobachtungen dieser Studien aufbauen und die Perspektive auf das Ende zugleich erweitern, indem er die Auseinandersetzung mit dem Ende als kulturhistorisches und literarisches Phänomen in den Blick nimmt. Dazu sollen eingangs einige grundlegende Beobachtungen angeführt und dann die Beiträge des Bandes vorgestellt werden.

2. Kulturhistorische Perspektiven: Nachdenken über das Ende

Als im Jahr 1658 in der englischen Grafschaft Norfolk eine größere Zahl angelsächsischer Begräbnis-Urnen gefunden wurde, verleitete diese archäologische Entdeckung den Arzt und Schriftsteller Thomas Browne zur Niederschrift eines längeren Textes, der unter dem Titel ›Hydriotaphia, Urne-Burial, or, a brief Discourse of the sepulchrall Urnes lately found in Norfolk‹ veröffentlicht wurde. Die Urnen selbst sind dabei für Browne nur der Anlass – gewissermaßen als konkrete Metapher des stets allgegenwärtigen, hier in seiner Historizität greifbaren Endes – in einer lang ausgreifenden Gedankenführung über historische Formen von Begräbnisriten, Grabstätten und kulturellen Einrahmungen des Todes nachzudenken. Dieses allgegenwärtige Ende nimmt bei Browne jedoch weniger eine mahnende Position ein, als die Menschheit angesichts ihrer Vergänglichkeit gerade erst zu sich selbst zu kommen scheint: »But man is a Noble Animal, splendid in ashes, and pompous in the grave, solemnizing Nativities and Deaths with equall lustre, nor omitting Ceremonies of bravery, in the infamy of his nature. Life is a pure flame, and we live by an invisible Sun within us.« (›Hydriotaphia‹, S. 169) Weit über einen reinen *memento-mori*-Diskurs hinausgehend, zeigt sich das ›Ende‹ hier als Reflexionsfigur, an die sich soziale Sinnvorstellungen, kulturelle Selbstverortung, aber auch historische Exempel anbinden lassen (vgl. einführend van Ingen 1966, S. 1–11).

Die Funktionalisierung des Endes als Reflexionsfigur kann von Browne ausgehend diachron sowohl in die Moderne als auch in die Vormoderne verfolgt werden (vgl. generell zur Zeitlosigkeit der *vanitas* Benthien [u. a.] 2021, S. 1–15). W. G. Sebald hat Brownes Überlegungen zum Ende eingeflochten in eine von ihm entworfene Poetik des Vergehens und Verbleibens, die Sebald in ›Die Ringe des Saturn‹ im Rahmen einer Reise durch die englische Ostküste beschreibt: »Und weil der schwerste Stein der Melancholie die Angst ist vor dem aussichtslosen Ende unserer Natur, sucht Browne un-

ter dem, was der Vernichtung entging, nach den Spuren der geheimnisvollen Fähigkeit zur Transmigration« (›Die Ringe des Saturn‹, S. 39). Das Nachdenken über das Ende wird bei Sebald zu einem Einfallstor für Sinnfragen über das Leben, die im narrativen Diskurs vor allem als biographische Rückschau markiert werden.

Die Vormoderne fasst das Ende deutlich stärker in eine christliche Matrix der Vergänglichkeit, öffnet aber angesichts der Finalität des Daseins auch analoge Sinnfragen. So berichtet ein weit verbreitetes Exempel von einer Gruppe von Philosophen, die sich am Grab des gerade verstorbenen Alexanders des Großen versammeln. Das Ende des Lebens impliziert hier ein Ende der Herrschaft, das nicht allein über *vanitas*-Figuren aufgefangen werden kann. Es ist vielmehr die Weisheit der Philosophen, die das doppelte Ende in kulturell verfügbare Erfahrungsmuster einordnet: *Alius: ›Heri terram premebat. Hodie eadem premitur ipse.‹* [...] *Alius: ›Heri amicos habuit et inimicos. Hodie habet omnes aequales.‹* (›Disciplina clericalis‹, Nr. XXXIII: Exemplum de aurea Alexandri sepultura) (Ein anderer: ›Gestern unterwarf er die Erde. Heute ist er selbst ihr unterworfen.‹ [...] Ein anderer: ›Gestern hatte er Freunde und Feinde. Heute ist er allen gleichgestellt.‹). Udo Friedrich hat bereits darauf hingewiesen, dass es der rhetorische Topos der Umkehr ist, der hier als Inversionsfigur die Grenzen der Macht markiert (vgl. Friedrich 2020, S. 81). Das Ende erscheint als diejenige Kippfigur, in der Zeit- und Herrschaftsverhältnisse diametral in ihr Gegenteil umschlagen können.

3. Ende und Zeit: Zwei Blickrichtungen

Das Ende kann somit nicht nur in Fragen nach Vergänglichkeit, sondern auch in solche nach einer generellen Zeitlichkeit selbst eingebunden werden. Unterscheiden lassen sich zwei gegenläufige wie komplementäre Perspektiven: Der Blick auf das Ende hin zielt auf Zukunft und Gegenwart –

wie gestalte ich mein jetziges Leben angesichts eines mich zukünftig erwartenden Endes? Der Blick vom Ende zurück hingegen stellt Gegenwart und Vergangenheit in den Fokus – wie zeigt sich mein Leben in der Rückschau, wie reflektiere ich am Ende über meine Zeit? Mit den unterschiedlichen Projektionsrichtungen verbinden sich so verschiedene kulturelle Leitbilder, die einmal die christliche Fürsorge für das Selbst, einmal die Rechtfertigung des Selbst über die eigene Geschichte betreffen.

Die erste Perspektive – der Blick auf das Ende hin – zeigt sich im christlichen Diskurs besonders anhand einer vielfach aufgegriffenen Sentenz aus dem Sirachbuch: *in omnibus operibus tuis memorare novissima tua et in aeternum non peccabis* (›Vulgata‹, Sir 7,40) (Was du auch tust, bedenke dein Ende, so wirst du nicht sündigen in Ewigkeit). Das Ende im Blick zu haben, überhaupt etwas vom Ziel her zu konzipieren, scheint aber als Prämisse für Zeit- und Handlungsmodelle nicht auf den religiösen Vorstellungsraum beschränkt. Auch als anthropologische Grundbestimmung des Menschen ist der Blick in die Zukunft seit der Antike virulent diskutiert worden. Im Gegensatz zum Tier sieht der Mensch, so Cicero, »leicht den Lauf des ganzen Lebens und bereitet die es zu führen notwendigen Dinge vor« (*facile totius vitae cursum videt ad eamque degendam praeparat res necessarias*, ›De officiis‹, I, 11).³ Auch die höfischen Erziehungsschriften des Mittelalters kennen Vergleichbares: Philipp von Novara etwa zitiert konstant die Sentenz, dass alles – gemeint ist hier die Summe des Lebens – auf ein gutes Ende zulaufe (*A la bone fin va tout*, ›Les quatre âges de l'homme‹, Nr. 181). Der Blick auf das Ende legt Verhaltensnormen der Gegenwart fest, so dass, wie Petrarca in einer Art Umbesetzung feststellt, dass Ende gewissermaßen der Anfang werde: »Denn während das Ende der Dinge, wie die Philosophen meinen, in der Ausführung das letzte ist, so steht es in der Absicht am Anfang« (*quoniam finis rerum, ut philosophis placet, sicut in executione ultimus sic in intentione primus est*, ›Itinerarium ad sepulcrum domini nostri Iesu Christi‹, S. 54f.).

Die zweite Perspektive hingegen – der Blick zurück – legt Sinnfragen des Lebens erst als solche offen. Das Ende ist hier somit inhärent mit *memoria*, mit Erinnerungskultur, verbunden: »Erst mit seinem Ende, mit seiner radikalen Unfortsetzbarkeit, gewinnt das Leben die Form der Vergangenheit, auf der eine Erinnerungskultur aufbauen kann«, so Jan Assmann (2018, S. 33). Auch in biographischer Perspektive bekommt das Leben seinen Sinn naturgemäß vom Ende aus eingeschrieben. Georg Simmel hat darauf hingewiesen, dass sich erst durch die Rückschau lebenszeitliche Orientierung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufteilen lässt, d. h. in drei Zeitmarker, die sonst untrennbar ineinander übergehen (vgl. Simmel 1994, S. 221). Das Ende stellt damit aber gerade autobiographische Texte vor ein narratives Problem, kann doch, wie Hartmut Bleumer angemerkt hat, vom eigenen Ende (sprich dem Tod) gerade nicht erzählt werden, womit im narrativen Dreischritt aus Anfang – Mitte – Ende der Schluss fehlen würde (vgl. Bleumer 2017, S. 136). Petrus Alfonsi lässt dann auch die Toten selbst sprechen, wenn er in einem Exempel der ›Disciplina clericalis‹ davon erzählt, wie ein Philosoph über einen Friedhof geht, und dort ein Verstorbener über die Worte auf seinem Grabstein zu dem Philosophen ›spricht‹, wie es heißt (*sed in ea versus inscripti verba sepulti praetereuntibus loquentis exprimebant hoc modo*): »Ich bin, was du sein wirst; was du bist, bin ich gewesen [...]. Als aber der Tod kam und ich meinen Freunden und Dienern entrissen worden war, hat mich die Hausgemeinschaft, die des Vaters beraubt war, mit Erde bedeckt« usw. (*Sum, quod eris; quod es, ipse fui [...] Sed veniente nece, postquam sum raptus amicis atque meis famulis, orba parente domus me contexit humo* etc.) (›Disciplina clericalis‹, Nr. XXXII: Exemplum de philosopho per cimiterium transeunte). Aus der Perspektive des endgültigen Endes entwirft der Tote den Blick zurück auf das eigene Leben und Sterben – ein Blick, der gleichzeitig als Mahnung für die Lebenden wie als Erinnerung an den Toten fungiert. Mit Christian Kiening ließe sich von einer Beziehung zwischen dem Philosophen und dem Verstorbenen sprechen, die über das Ende sowohl kontrastiv wie chiasmatisch die drei

Zeitstufen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Beziehung zueinander setzt:

Die Vergangenheit de[s] einen ist die Gegenwart de[s] anderen, die Zukunft de[s] anderen die Gegenwart de[s] einen. Oder, bezieht man die Formel auf den aktuellen Moment, den [...] [beide] zu teilen scheinen, so ist die Gegenwart einerseits nur mehr die Schwundstufe einer lebendigen Vergangenheit, andererseits nur eine flüchtige Phase im Hinblick auf die letztlich alles gleichmachende Zukunft. (Kiening 2020, S. 81f.)

Die beiden hier beschriebenen Perspektiven, auf das Ende hin- bzw. vom Ende zurückzublicken, bilden dabei nicht nur grundsätzliche Möglichkeiten der Reflexion über Sinnfragen. Vielmehr zeigen sie sich auch als konkrete narrative wie argumentative Strategien in vormoderner Kleinepik. Dies soll kurz an der Fabelsammlung ›Der Edelstein‹ des Ulrich Boner verdeutlicht werden. Boner erzählt in der 100. und letzten Erzählung seiner Kompilation⁴ die wohl nicht zufällig *Von ansehunge des endes* berichten will, von einem Kleriker, der, als Kaufmann verkleidet, auf einem Markt Weisheit anbietet. Ein König kauft diese und erhält folgenden Spruch: *du solt daz end an sehen / dīnr werken, und waz dir beschehen / mag dar umbe kümfteklich.* (›Der Edelstein‹, Nr. 100, V. 35–37) Er lässt die Sentenz über seiner Tür anbringen. Feinde des Königs planen ein Attentat, sie beauftragen einen Bartscherer, den König bei der Rasur zu töten. Als der Scherer jedoch im Palast des Königs den Spruch liest, fängt er an zu zittern und gesteht unter Folter den Mordplan. Der König ist gerettet, die Feinde werden bestraft und Boner beschließt die Erzählung mit einer ganzen Reihe an Sinnsprüchen über das Ende: *ein guot end macht allez guot / guot ende niemer übel tuot. / der schifman in dem ende stât, / und richt daz schif, daz ez wol gât.* usw. (Ebd., V. 97–100)

Dies leitet nahtlos in den Epilog über, der nun *Von dem ende diss buoches* berichtet. Der sich hier zu Wort meldende Fabelkompilator nimmt dabei den Rückblick auf die *hundert bischaft* (›Der Edelstein‹, Epilog, V. 9) seines Buches zum Anlass, nicht nur deren poetisch-didaktische Faktur zu

loben (Ebd., V. 9–18), sondern in diesem Zusammenhang auch seinen eigenen Namen zu nennen und somit im Rückblick auf das eigene Werk gleichzeitig das eigene ›Ich‹ zu entwerfen (Ebd., V. 45). Zusätzlich aber rückt das Ende noch in einen weiteren Fokus: Der Rückblick auf den eigenen Text beginnt nämlich mit einer Art Leseanweisung, welche die Epimythien der Fabeln als eigentliches, sinnspendendes Ende der Einzeltexte beschreibt: *Wer die bîschafft merken wil, / der setz sich ûf des endes zil. / der nutz lit an dem ende gar / der bîschafft, wer sîn nimet war.* (Ebd., V. 1–4)

Am Ende von Boners Sammlung verschränken sich so beide zeitliche Perspektiven: Auf der Handlungsebene der 100. Erzählung der Blick auf das zukünftige Ende, im Epilog die Rückschau vom Ende her auf das eigene Schreiben. Gleichzeitig spielt Boner mit den Doppeldeutigkeiten des Schließens und Beendens. Schon in der Erzählung dient der Sinnspruch ja letztlich dazu, ein Ende (nämlich den Tod des Herrschers) zu unterbinden bzw. aufzuschieben. Und die erst im Epilog – statt im Prolog – angeführte Leseanweisung zu seinen 100 Fabeln und Erzählungen scheint eine Relektüre anregen zu wollen, die vom Ende aus direkt wieder an den Anfang geht. Der im Epimythion der 100. Erzählung erwähnte *schifman*, der sein Schiff vom Ende aus steuert, lässt sich in einer metapoetischen Perspektive auch als Boner selbst verstehen, der vom Epilog aus den eigenen Text überblickt und dessen Verständnis lenkt. Das gute Ende, das alles gut macht (*ein guot end macht allez guot*), ist hier nicht nur der christliche Blick auf das eigene Ende und die daraus abgeleitete Fürsorge für das Selbst. Es sind auch die 100 guten Enden der 100 Erzählungen, welche diese mit *nutz* füllen, und es ist das gute Ende der Sammlung selbst, das es Boner erlaubt, sich in der Rückschau als erfolgreicher Steuermann des eigenen Textes zu entwerfen.

4. Literaturwissenschaftliche Perspektiven: Das Ende als Falte

Kleinepische Texte, das zeigt nicht zuletzt das Beispiel Boners, erweisen sich in Bezug auf ihre Möglichkeiten, Handlungen und Diskurse zu beschließen und die Voraussetzungen eines solchen Schließens kritisch zu diskutieren, als ebenso vielgestaltig wie epische Großformen. Auch hier lässt sich die Tendenz des Endes beobachten, am Schluss an neue Diskurse anzuschließen, sodass mit einem Ende nicht selten neue Anfänge generiert werden. Der Erzähltypus der ›endlosen Erzählung‹ (AaTh 2300), welcher dem Formelmärchen zugerechnet wird, macht sich diese Neigung des Endes zunutze und treibt das Prinzip der Endverweigerung auf die Spitze. Er zeichnet sich, wie viele Texte aus dem Bereich der Kleinepik auch, durch das »Prinzip der Wiederholung, der Reihung bestimmter Formeln, die Austauschbarkeit einzelner Elemente und deren Verkettung« (Uther 1981, Sp. 1410) aus.

In der Rahmenerzählung der Kompilation ›Tausendundeine Nacht‹ wird das immer wieder aufgeschobene Ende zum lebensrettenden und lebensspendenden Prinzip. Der belesenen Scheherazade gelingt es, den mörderischen König drei Jahre lang mit »Sprichwörtern und Gleichnissen, Geschichten und Scherzen, Wortspielen und Späßen, Legenden und Anekdoten, Zwiegesprächen und Märchen, Elegien und anderen Versen« (›Das Buch der tausend Nächte und der einen Nacht‹, S. 346)⁵ in den Bann zu ziehen und, indem sie morgens stets an einer spannenden Stelle aufhört, ihre für den nächsten Tag jeweils neu angesetzte Hinrichtung immer wieder aufzuschieben. Jeden Tag aufs Neue erteilt der König ihr die Erlaubnis, weiter zu erzählen und verzichtet bis zuletzt auf die Umsetzung seines tödlichen Rituals, denn er ist »begierig, das Ende zu hören.« (Ebd., S. 336) In der Zwischenzeit gebiert Scheherazade dem König drei Söhne und bittet schließlich um Gnade. Das Erzählen kann jedoch nur gemeinsam mit der Rahmenhandlung zu einem Ende kommen.⁶ Erst als der König seinerseits ein Ende definiert, den Kreislauf des Tötens durchbricht und schließlich

von der Hinrichtung seiner Geliebten absieht, kann auch die letzte Geschichte einem (guten) Ende zugeführt werden. Das Ende wird damit, der letzten Erzählung Boners nicht unähnlich, auf ganz unterschiedlichen Ebenen des Textes ins Spiel gebracht. Es tritt als Drohung und als Verlockung in Erscheinung sowie als Strukturelement, das Geschichten generiert, denen es sich selbst immer wieder geschickt zu entziehen weiß.

In seinem kulturell tief verankerten Anspruch auf Absolutheit bleibt das Ende eine fortwährende Provokation, auf welche die vormoderne Literatur unterschiedliche Antworten findet, auf die aber auch die moderne Literatur noch sensibel reagiert. Anhand der ›Buddenbrooks‹ lassen sich einige Fragen in Bezug auf das Ende formulieren, die auch die folgenden Überlegungen anleiten. Thomas Mann zufolge ist der Roman aus der ursprünglich als Kurzerzählung konzipierten »Knabennovelle« (›Reden und Aufsätze‹, S. 554)⁷ um Hanno Buddenbrook hervorgegangen.⁸ Und noch im Kontext des Romans ist das Hanno-Kapitel als jene, narrativ in sich geschlossene Novelle zu erkennen, von der aus der Roman einst zu wuchern begann. Die Entstehungsgeschichte der ›Buddenbrooks‹ zeigt damit, wie viel Potential in der kleinen Form liegt, Komplexes hervorzubringen und wieder in sich einzuschließen.⁹ Die folgende Szene, in welcher sich der bis dato jüngste Spross der Kaufmannsfamilie über die Familienchronik beugt, lässt das Ende für einen kurzen, prägnanten Augenblick aufscheinen:

Mit einem Bein auf dem Schreibsessel knieend, das weich gewellte hellbraune Haar in die flache Hand gestützt, musterte Hanno das Manuskript, ein wenig von der Seite, mit dem matt-kritischen und ein bißchen verächtlichen Ernst einer vollkommenen Gleichgültigkeit und ließ seine freie Hand mit Mamas Federhalter spielen, der halb aus Gold und halb aus Ebenholz bestand. Seine Augen wanderten über all diese männlichen und weiblichen Namen hin, die hier unter- und nebeneinander standen, zum Teile in altmodisch verschnörkelter Schrift mit weit ausladenden Schleifen, in gelblich verblaßter oder stark aufgetragener schwarzer Tinte, an der Reste von Goldstreusand klebten... Er las auch, ganz zuletzt, in Papis winziger, geschwind über das Papier eilender Schrift, unter denen seiner Eltern, seinen eigenen Namen – Justus, *Johann*, Kaspar, geb. d. 15. April 1861 – was ihm einigen Spaß machte, richtete sich

dann ein wenig auf, nahm mit nachlässigen Bewegungen Lineal und Feder zur Hand, legte das Lineal unter seinen Namen, ließ seine Augen noch einmal über das ganze genealogische Gewimmel hingleiten: und hierauf, mit stiller Miene und gedankenloser Sorgfalt, mechanisch und verträumt, zog er mit der Goldfeder einen schönen, sauberen Doppelstrich quer über das ganze Blatt hinüber (›Buddenbrooks‹ VIII 7, S. 575)¹⁰

Hanno findet in dieser Passage, gedankenlos, verträumt und doch zielsicher, was dem Suchenden oftmals verborgen bleibt. Als letzter männlicher Nachkomme des Buddenbrook-Klans findet und markiert er das Ende, sowohl der Genealogie als auch der Familiengeschichte, in relativ großer Entfernung zum Textschluss.¹¹ Das Ende, hier im Doppelstrich vorerst noch impliziert, wird im elften und letzten Teil des Romans erst recht entfaltet, als Hanno, der Stammhalter, noch im Kindesalter verstirbt. Auch wenn der Doppelstrich selbst seine Bedeutung nicht gerade subtil verschlüsselt und auch Hannos spätere Erklärung, er glaubte schlicht, »es käme nichts mehr« (ebd., S. 576), das Ende deutlich vorzeichnet, so wird die Gültigkeit desselben durch die Reaktion des Vaters doch wieder in Frage gestellt, der das Ganze als »Unfug« (ebd.) abtut. Erst retrospektiv zeigt sich im Strich das Ende an dieser Stelle tatsächlich bereits eingefaltet und damit schon vor seiner Konkretisierung latent präsent. Der Untertitel des Romans, ›Verfall einer Familie‹, verschweigt nicht, dass das Ende früh seinen Anfang nimmt. Und so könnte man noch hinter Hannos Strich zurückgehen und weit vor seiner Geburt zahlreiche kleine Faltungen finden, die das Ende in sich tragen und implizieren, was später auf der Handlungsebene konkretisiert wird.

Damit ist eine grundlegende Frage nach der Verortung des Endes angesprochen. Allein schon die Identifikation des Endes und seine Eingrenzung auf bestimmte Textteile erweisen sich als komplexe literaturwissenschaftliche Herausforderungen (vgl. Unzeitig-Herzog 1999; Rüter 2018). Textschluss und Textende sind in narrativen Texten nicht immer identisch. Hanno Rüter (2018, S. 87–89) schlägt daher vor, das Handlungsende vom

Textschluss zu unterscheiden. Während der Schluss eines Textes aus diskursiven Formeln, Kommentaren oder auch schlicht einem Punkt bestehen kann, ist das Ende im letzten Ereignis des Textes zu suchen. Mit Blick auf das Beispiel Hannos könnte es sich als hilfreich erweisen, die Suche nach dem Ende mit der Identifikation von (weiteren) Ereignissen zu verknüpfen, welche das Ende ein- und wieder ausfalten.¹² Die Falte erscheint als reizvolle und zugleich schwierige Metapher, denn sie findet sowohl für das Ende als auch für sein Gegenteil, die Unendlichkeit, Verwendung. Deleuze zufolge ist sie als »operative Funktion« (Deleuze 2020 [1988], S. 11) zu verstehen, deren Zweckursache im Einschluss, in der Inhärenz, liegt (vgl. ebd., S. 41). Dabei bilden »Explizieren – Implizieren – Komplizieren [...] die Triade der Falte« (ebd., S. 44). *Pli*, das französische Wort für ›Falte‹ oder ›Knick‹ (lat. *plica*), ist allen drei Wörtern inhärent. Nach Deleuze ist die Falte ein »Differenzierer« (ebd., S. 227), der zwei Unendlichkeiten voneinander unterscheidet und zugleich miteinander verknüpft (vgl. ebd., S. 11). Auch Remigius Bunia hebt in seiner Monographie ›Faltungen‹ die Differenzierungsfunktion der Falte hervor – ohne sich allerdings auf Deleuze zu beziehen. Bunia sieht im Ende selbst eine Faltung; diese müsse jedoch eine »kurzzeitige Entfaltung, eine Partiallösung erlauben, die nicht die Faltung selbst ersetzt, so daß sich also in der Entfaltung nicht das Potential der Faltung verausgabt, sondern nur eine punktuelle Aktualisierung gestattet.« (Bunia 2007, S. 296)

Dem Ende ist demnach eine spezifische Dynamik zu eigen, welche durch die Bewegung des Ein- und Ausfaltens auch Raum für Paradoxien oder gar Widersprüche erzeugt. Doch müsste vor dem Hintergrund der oben formulierten kulturhistorischen Überlegungen diese Paradoxie für große Teile der vormodernen Literatur womöglich ein wenig entschärft werden. Der »kulturelle Imperativ der Resultativität« (Assmann 1996, S. 16)¹³, der Geschlossenheit anvisiert und Kontingenzen einhegt, bestimmt das christliche Mittelalter in besonderer Weise. Ob es sich mit einer nur ›punktuellen

Entfaltung« oder »Partiallösung«, wie Bunia sie im Ende sieht, zufriedengibt, wäre noch zu eruieren. Anfang und Ende müssen konkret aufeinander bezogen sein, damit das eine auf das andere hinausläuft und letzteres als Ergebnis des ersteren in Erscheinung tritt. Wird hingegen auf Resultativität verzichtet, steht auch das Ende zur Disposition, was wiederum den Raum für Kontingenzen öffnet. Udo Friedrich, Andreas Hammer und Christiane Witthöft begreifen daher das Setzen von Ende und Anfang als grundlegende Kulturtechniken der Kontingenzbewältigung. Sie sind dazu da, Komplexität zu reduzieren (vgl. Friedrich [u. a.] 2014, S. 11–17). Erst die Erwartung eines konkreten (und dabei guten) Endes verleiht dem Davor einen konkreten, auf dieses Ende bezogenen Sinn. Das Ende soll konsolidierend und systemstabilisierend wirksam werden. Wie viel Latenz ein Ende verträgt, bis es anfängt, sich selbst zu dementieren und Komplexität zu steigern, anstatt sie zu reduzieren, muss für jeden Text im Einzelnen geprüft werden.

5. Das Ende als Grenze, Ziel und Träger von Bedeutung

Auch dem antik-rhetorischen Ideal nach kommt dem Ende eine Ordnungs- und Strukturierungsfunktion zu. In der Rhetorik gilt das Ende als Ort, an dem das Resultat der Argumentation pointiert zur Anschauung gebracht wird. Das Ende möge abschließen und dabei nicht nur Grenze, sondern auch Ziel sein. Es steht in der Verantwortung zu vervollständigen und gemeinsam mit der Mitte und dem Anfang ein Ganzes zu bilden. So beschreibt Aristoteles das Ende als notwendigen Teil eines Ganzen (Aristot. poet. 7, 1450b), Horaz betont, dass Geschlossenheit und Kohärenz den Wert eines künstlerischen Werkes bestimmen (Hor. ars 23) und auch der mittelalterliche Gelehrte Galfred von Vinsauf stellt die Vorrangstellung des Endes (gegenüber dem Anfang und der Mitte) heraus. Während der Anfang vor den Toren des Kunstwerks zu warten habe, solle das Ende als geeigneter Vorläufer (*praecursor idoneus*), als würdigerer Gast (*dignior hospes*) und

zugleich Meister (*dominus*) zuerst den Raum betreten (vgl. ›Poetria Nova‹, V. 112–125).

Die Rhetorik weiß um die zeitliche und räumliche Dimension des Endes (vgl. Lausberg ³1967, § 56,2), die sich auch in der Semantik der gewählten Bezeichnung niederschlägt. Während etwa der lateinische Begriff *finis* das Ende zuvorderst als Grenze denkt (vgl. Georges ⁸1913, Sp. 2767), richtet sich das griechische *telos*, das auch mit ›Vollendung‹ oder ›Erfüllung‹ übersetzt werden kann, auf das Erreichen eines Ziels (vgl. Pape ³1914, S. 1088). Die räumliche Dimension des Endes realisiert sich aber auch ganz konkret, in Form des Topos vom Ende der Welt, in zahlreichen kleinepischen Texten, wie etwa in der Lügengeschichte des Johannes Olorius Variscus, derzufolge das Ende der Welt mit Brettern vernagelt sei und von der ausgehend das Bild sprichwörtlich geworden ist (vgl. Wehse 1981, Sp. 1406).

Das Mittelhochdeutsche versteht das Ende ebenfalls als räumliches und zeitliches Phänomen. Etymologisch wird das Wort auf idg. **ant-* zurückgeführt, das neben ›Ende‹ auch ›Vorderseite‹ oder ›Stirn‹ bedeuten kann (vgl. Kluge ²⁵2001, S. 245). Die »urbedeutung des worts« scheint nach den Grimms »spitze, ecke, äusserstes« zu sein, wie sie sich auch aus dem ahd. *enti/endi* ergebe (DWB 01/23). Wenn die Semantik des Endes aus ›Spitze‹ herzuleiten ist, zeigt sich schon wortgeschichtlich eine Überblendung von Anfang und Ende. Zudem sind Bedeutungsüberschneidungen mit den mittelhochdeutschen Wörtern *ort* und *ecke* sowie dem Präfix *ent-* zu beobachten.¹⁴ In der Partikel *ent-* drückt sich die ganze Paradoxie aus, die das Ende auszeichnet, da sie sowohl den Beginn einer Handlung anzeigen (wie in ›entzünden‹) als auch die Reversion einer solchen (wie in ›entkleiden‹ oder ›entsagen‹) bedeuten kann (vgl. DWB 01/23).

Diese Ambivalenz des Endes teilt der Schluss nicht, obschon er nicht weniger komplex ist. Allein in rhetorischer Perspektive lassen sich vier verschiedene Bedeutungen unterscheiden. Doch die Mehrdeutigkeit oder Ambiguität des Begriffs ist, anders als beim Ende, konfliktfrei. Die unterschiedlichen Bedeutungen widersprechen sich nicht gegenseitig.¹⁵ So kann

der Schluss die *conclusio* meinen, die der *conclusio* vorausliegende Interferenz zwischen zwei Sätzen bezeichnen, den Vorgang des Schließens selbst ins Auge fassen, welcher den Weg von Prämisse zum Schluss nachvollzieht, oder auch die Regeln des Schließens implizieren (vgl. Hügli 2007, Sp. 510). Die Regelgebundenheit des Schließens lässt sich auf das Ende, zumal in poetischen Kontexten, nicht ohne weiteres übertragen. Wenn allerdings Hügli das Schließen versteht als »ein Wort, das den erfolgreichen Vollzug einer Tätigkeit ausdrückt wie etwa die Wörter heilen, entdecken oder finden« (ebd.), so lässt sich dieser Anspruch historisch auch in Bezug auf das Ende finden. Im Gegensatz zum formallogischen Schluss, zielt der Schluss in der Rhetorik auf Überzeugung durch Bezug auf das Wahrscheinliche, auf Plausibilität, auf gemeinschaftlich geteilte Werte und akzeptierte Meinungen (vgl. ebd., Sp. 514), die auch für das Ende in Anschlag gebracht werden.

So findet die Relevanz des Endes sowohl für die Sinn- als auch für die Werterzeugung früh topische Verwendung, wie sich an zahlreichen mittelalterlichen Sprichwörtern ablesen lässt (vgl. die Zusammenstellung bei Mumprecht 1996, S. 464f.). Der Topos vom guten Ende, das alles gut macht, ist, wie anhand Boners letzter Erzählung oben ersichtlich wird, alt und von beharrlicher Dauer. Der Gedanke, dass das Ende notwendigerweise gut zu sein hat, um überhaupt ein Ende zu sein, scheint über Jahrhunderte hinweg wenig an Überzeugungskraft eingebüßt zu haben. Er wird zum Grundbaustein der Narratologie, die Geschichten immer auch als eine Verhandlung von Werten betrachtet. Im Ende, so der narratologische Anspruch, soll die Axiologie einer Erzählung pointiert zur Anschauung gebracht werden (vgl. van Dijk 1980, S. 142f.; Labov 2013, S. 5 und in historischer Perspektive Bleumer 2015, S. 220f.).¹⁶ Um das Bild von der Falte aufzugreifen, wäre insbesondere die Explikation, die Entfaltung, mit dem Ende zu assoziieren. Im Ende soll entfaltet werden, was zuvor erzählerisch und rhetorisch vorbereitet wurde. Dabei kommt dem Ende eine am Gesamtwerk relativ bemessene Kürze zugute. Hans Jürgen Scheuer hat das Stilideal der *brevitas* als Faltung beschrieben, die keineswegs als schlichte Reduktionsform zu

begreifen sei, sondern ihrer *materia* »durch grammatische, dialektische und rhetorische Operationen des Ein-, Aus- und wieder Zurückfaltens [...] Leichtigkeit, Schnelligkeit, Exaktheit, Anschaulichkeit, Vielschichtigkeit und Dichte verleiht.« (Scheuer 2017, S. 58)

Der Gedanke, dass die Geschichte und ihre Bedeutung vom Ende her re-giert werden, ist eine wesentliche Grundannahme der Narratologie. Das Ende ist nicht nur eine notwendige Bedingung für die Narrativität eines Textes, es ist auch der Ausgangs- und Zielpunkt jeder Interpretation (vgl. Stierle 1996, S. 579; Lotman ⁴1993, S. 307–309; Schmid ³2014, S. 223–250). Die Gerichtetheit des Plots auf ein Ende hin, die in vielen vormoder-nen Erzählungen zu beobachten ist, aber, wie das Beispiel der ›Budden-brooks‹ zeigt, durchaus auch moderner Literatur zukommt, beschreibt Cle-mens Lugowski (1976 [1932], S. 66–81) als ›Motivation von hinten‹. Unter dem Stichwort der Finalität ist diese Organisationsform des Erzählens auch immer wieder Gegenstand der jüngeren mediävistischen Forschung gewor-den (siehe Haferland 2014, 2009; Witthöft 2014; Koch 2009; Dimpel 2018). Die häufig beobachteten Brüche hinsichtlich der Handlungsmotivierung sieht Haferland im mündlichen Ursprung vormodernen Erzählens begrün-det, das auf das Ende fokussiere. Je weiter sich das Erzählen von seinem Ende emanzipiere, desto mehr Raum schaffe es für Kontingenz, die mit einem vollständigen Verzicht auf das Ende ihre radikalste Form annehme. In vormodernen Kontexten sei jedoch in der Masse von einem – wenn auch bisweilen spannungsvollen – Zusammenspiel von Kontingenz und Finalität auszugehen (vgl. Haferland 2010, S. 339f.). Kausale Erzähly Zusammenhän-ge würden in der Regel von finalen überlagert. »Der Plot einer mündlichen Erzählung«, so Haferland (2014, S. 74), »funktioniert nämlich eher vom (Teil-)Ende her, als dass ein Erzähler alles sauber herleiten müsste oder auch nur könnte.«

Doch obwohl das Ende früh als »Hauptträger von Bedeutung« (Lotman 1993, S. 307) erfasst wurde, der den Sinn eines Textes erst herstellt, wurde

seiner narrativen Funktionalität vergleichsweise wenig Beachtung geschenkt. Das stetig wachsende ›*living handbook of narratology*‹ lässt bislang einen Eintrag zu ›*closure*‹ oder ›*end*‹ vermissen und auch Einführungen in die Erzähltheorie heben das Ende nicht als gesondert zu betrachtendes Element des Erzählens hervor (siehe etwa Martínez/Scheffel ¹⁰2016; von Contzen/Tilg 2019). Das Desiderat umfangreicher angelegter Studien formuliert schon Haubrichs (1995), der mit seinem LiLi-Heft ›Anfang und Ende‹ einen wichtigen Grundstein für die Beschäftigung mit dem poetischen Ende in vormoderner Literatur legte.¹⁷ Untersucht wurde das Ende seitdem vorwiegend im Kontext literaturwissenschaftlicher Einzelstudien (siehe die Beiträge des Sammelbandes von Stierle/Warning 1996; Biesterfeldt 2004a und 2004b; Rütther 2018).¹⁸ Sie zeigen die potentielle Vielgestaltigkeit des Endes, das als kollektives Phantasma (Kermode 1967), als Technik der Kontingenzbewältigung (Friedrich [u. a.] 2014), als Ort der Evaluation (van Dijk 1980; Labov 2013), der narrativen Sinnstiftung (Stierle 1996), aber auch der Sinnirritation (von Müller 2017, 2019) und nicht zuletzt als Zeichen der Vergänglichkeit (Weitbrecht [u. a.] 2020) begriffen werden kann. Vor allem verdeutlichen die Studien jeweils sehr genau, dass es sich bei dem Ende um ein polymorphes Phänomen handelt, das ganz unterschiedliche Formen annehmen kann, dabei aber stets mehr bedeutet, als das schiere Aufhören.

Erst das Ende macht die Geschichte ganz. Doch besteht keineswegs Einigkeit darüber, wie das Ende seine Funktion des Abschlusses und der Vollständigkeit konkret zu erfüllen hat. Einerseits muss das Ende mit dem Rest der Geschichte verknüpft sein, andererseits soll es sich erkennbar davon abheben. Das Ende muss resultativ sein (vgl. mit Bezug auf das Ereignis Schmid ³2014, S. 15), kann aber gerade in Erzähltexten eine gewisse Offenheit nicht vermeiden (vgl. Eco 1973, S. 8). Die vielfach formulierte Forderung nach Resultativität impliziert Reduktion: Es können und sollen am Ende nur bestimmte Potentiale der Erzählung aktualisiert und wieder auf-

gegriffen werden, während andere in der Latenz verbleiben. Das Ende wiederholt damit eine Bewegung, welche die Formung der Erzählung insgesamt vollzieht, denn auch sie entsteht erst durch die Auswahl bestimmter Geschehensmomente und deren Ordnung in einem Syntagma. Für jeden Text ist daher gesondert nach dem Verhältnis von Offenheit und Geschlossenheit, von Latenz und Konkretisierung zu fragen. Ob und auf welche Weise durch diesen narrativen Transformationsprozess tatsächlich Komplexität reduziert wird, ist erst am Ende einer Erzählung zu beurteilen.

6. Das Ende als (Anti-)Pointe

Die mittelalterliche Kleinepik präsentiert durch ihre Heterogenität ein breites Spektrum an unterschiedlichen Möglichkeiten des Endens. Oft erhält das Ende in schwankhaften Erzählungen eine pointenhafte Struktur (vgl. Grubmüller 2006, S. 28), die Erkenntnisgewinn und Kohärenzstiftung verspricht (vgl. zur Pointe grundlegend Köhler/Müller 2003, S. 115). So mögen die List des Kaufmanns, das ihm untergeschobene ›Schneekind‹ in der Sonne des Südens ›schmelzen‹ zu lassen, d. h. zu verkaufen, oder das Begräbnis des törichten Ehemannes, der seiner Frau gelobte, alles zu tun, wonach auch immer sie verlangte, grausam anmuten – die jeweiligen Enden fügen sich passgenau zum Erzählten und bringen das Kernproblem der Geschichte nochmals auf den Punkt. Das Erkenntnispotential der Pointe kann durch Irritationen am Ende aber auch bewusst torpediert werden. Wenn neben den ›drei Mönchen zu Kolmar‹ auch noch ein vierter, am Geschehen davor völlig Unbeteiligter, im Rhein versenkt wird oder ein bereits ›fünfmal getöteter Pfarrer‹ zuletzt noch eine zuvor ebenfalls unbeteiligte fromme Alte erschlägt, fügen sich in die Erzählungen Kontingenzen ein, die am prominenten Ort des Endes den Sinnbildungsprozess irritieren. Dieser Mechanismus ist aus dem modernen literarischen Nonsense bekannt und wird mit dem Begriff der Antipointe beschrieben (vgl. Köhler 1989, S. 18),

deren historische Dimension bereits anhand unterschiedlicher kleinepischer Texte herausgearbeitet wurde (vgl. von Müller 2017, 2019; Bleumer 2020). Antipointen lassen sich sowohl in narrativen als auch in nicht-narrativen Texten, wie Priameln, Sprüchen, Witzen oder Rätseln, finden. Ein Textbeispiel aus dem Weimarer Codex Q 565 mag eine besonders prägnante Variante der Antipointe illustrieren:

Rat, welcher Stain Sind am Mayften jm waßfer?
Das find die, die do naß find.
(Cod. Weimar Q 565, 125, 36v 49)

Die kleine Scherzfrage zeigt: Es braucht nicht viel, um ein Ende zu irritieren. Der Unterschied zur regulären Wissensfrage besteht allein darin, dass die Lösung keinen Erkenntnisgewinn bereithält. Sie ist nicht widersinnig oder unwahr, aber tautologisch und damit in dem pragmatischen Kontext, der sich der Wissensaktualisierung und -vermittlung verschreibt, unbrauchbar. Auch in narrativen Texten wie etwa Mären und Exempeln kann das Ende als Antipointe gestaltet oder auf andere Weise brüchig werden. Oft entfalten hier Handlungsende und Schlussgebungen wie Epimythien, Sentenzen und Topoi gegenläufige Semantiken. Das Ende wird für unterschiedliche und vor allem widersprüchliche Anschlüsse geöffnet, was zu einer immensen Komplexitätssteigerung führt. Offenheit und Geschlossenheit sind jedoch nicht als alternative, einander ausschließende Realisierungsmöglichkeiten des Endes zu verstehen. Vielmehr wäre ihr Verhältnis im jeweils betrachteten Ende zu ermitteln.

Dabei erscheint es als besonders vielversprechend, nach Irritationsmomenten und Brüchen zu suchen, da sie den Faltepunkt oder (mit Deleuze) den Inflexions-Punkt markieren, an dem sich beide Merkmale (Offenheit und Geschlossenheit) treffen. Das von Deleuze entworfene Bild der Falte, die ein- und abschließt, differenziert und impliziert, expliziert und kompliziert, ist ein dynamisches. Was sie erfahrbar machen soll, ist »nicht Beständigkeit, sondern Geschmeidigkeit« (Deleuze 1993, S. 228). In einem

Interview gestand er einmal: »Ich liebe die Punkte nicht, etwas auf den Punkt zu bringen erscheint mir stupide. [...] Genauso zählen nicht Anfang und Ende, sondern die Mitte. Dinge und Gedanken sprießen oder wachsen von der Mitte aus, und genau da muß man hingehen, da faltet es sich.« (Ebd., S. 233) Vielleicht kann man von dort, wo es sich faltet, aber auch besonders gut auf das Ende sehen, das nie einfach ist, sich selten im Punkt erschöpft und gerade im großen Feld der Kleinepik eine Bandbreite an divergierenden Entfaltungsmöglichkeiten zeigt.

7. Zu diesem Band

Die hier skizzierten Perspektiven auf das Ende und auf Formen von ›brüchiger Finalität‹ werden von den Beiträgen des Bandes vertiefend weiterverfolgt. Der Band gliedert sich dabei in einen kulturhistorisch-semantischen und einen im engeren Sinne erzähltheoretischen Block.

Christiane Witthöfts Beitrag eröffnet den kulturhistorischen Abschnitt, indem er einem historisch-semantischen Ansatz folgt und, ausgehend von den mhd. Adjektiven *endehaft* und *endelich*, die klugheitsethischen und poetologischen Implikationen des Endes in den Blick nimmt. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Versnovelle ›Der Welt Lohn‹, die sich selbst als *endehaft* bezeichnet und das Ende damit als positives Attribut konturiert.

Udo Friedrich untersucht die paradoxe Konstellation des ›lebenden Todes‹ anhand einer Reihe von exemplarischen Kurzerzählungen. Die im Oxymoron aufgehobene Grenze zwischen Leben und Tod erweist sich dabei als produktiver Generator für kulturelle Sinnfragen einerseits und für narrative Experimente andererseits. Es scheint gerade die rhetorische *inventio* zu sein, die hier für eine Vielfalt an möglichen Erzählverfahren sorgt, insofern im Zusammenfall von Gegensätzlichkeiten (Leben-Tod) Reflexionsprozesse ausgelöst werden.

Unter dem Stichwort der Transfinalität lotet Philip Reich die Verknüpfungsmöglichkeiten verschiedener Textenden in den zwei Sammelhandschriften Berlin, mgo 1430 und Wien, Cod. 2885 aus. Mit besonderem Augenmerk auf die jeweiligen Ko- und Kontexte sucht der Beitrag nach Formen der Kohärenzstiftung, der Intensivierung und Dynamisierung, die im Ende verankert sind und zugleich über das einzelne Ende hinausweisen.

Ausgehend von der Annahme, dass Finalität – wie Hitchcocks MacGuffin – eine Attrappe ist, die nur vorgibt, Erzählungen einem eindeutigen Ziel zuzuführen, untersucht Hans Jürgen Scheuer zwei Beichtexemplare aus der ›Schweizer Kleinepiksammlung‹ sowie ein Exemplar aus Wickrams ›Rollwagenbüchlein‹, welche jeweils am eigentlichen Beichtziel vorbeigehen und dabei die Voraussetzung desselben umso deutlicher vor Augen stellen. Es ist hier gerade die Beichte als Form der Selbstsorge, die in den Exemplare zu offenen Zeitformen in Bezug gesetzt wird: der unberechenbaren Ankunft der göttlichen Gnade, einer infiniten Finalität oder einer ›Zeit, die bleibt‹ (Agamben).

Mit den beiden Beiträgen von Julia Weitbrecht und Lena Zudrell wird der Blick auf geistliche Erzähl- und Wissensformationen gelenkt. Julia Weitbrecht befragt religiöse Kurzerzählungen auf die ihnen inhärenten, mitunter konfligierenden weltlichen und geistlichen Vorstellungen vom guten Ende. Im Mittelpunkt steht das Erzählmuster von Trennung und (spiritueller) Wiederzusammenführung von Eheleuten bzw. Familien, dessen Implikationen für das Ende anhand der Texte ›Alexius‹, ›Anastasia von Spanien‹ und ›Der Bräutigam im Paradies‹ untersucht werden. Dabei kommt der Durchlässigkeit von Dies- und Jenseits als Voraussetzung für eine Gemeinschaftsstiftung über den Tod hinaus besondere Bedeutung zu.

Der Beitrag von Lena Zudrell nimmt mit Andreas Kurzmanns ›Amicus und Amelius‹ einen legendarischen Text in den Blick, dessen Figuren jedoch bis kurz vor Handlungsende durchgängig profan handeln. Zwar ruft der Text Konventionen der Hagiographie auf, hebt aber gerade im Ende –

dem Freundschaftstod – harte Brüche zwischen weltlichem und geistlichem Erzählen auf.

Die erzähltheoretische Sektion des Bandes wird mit Hartmut Bleumers Beitrag eröffnet. Dieser setzt bei dem begrifflichen Konzept des Endes an, welches die Idee eines Ganzen voraussetzt, auch wenn das Ganze selbst kein Ende hat. Mit Aristoteles wird Ganzheit als Qualität verstanden, die der Beitrag im Märe von der ›Halben Birne‹ anhand verschiedener Intensitätsrelationen beleuchtet. Betrachtet wird das spannungsvolle Verhältnis von Groß und Klein, Wunsch und Begehren, Schluss und Ende, das der Text auf den einzelnen Ebenen seiner Erzählung in Szene setzt.

Anhand des Märes ›Der Schlegel‹ beleuchtet Adrian Meyer die Verschränkungen verschiedener Erzählebenen in kurzepischen Texten. Der Beitrag interessiert sich für die Verzahnung narrativer und diskursiver Elemente im Übergang des Geschehens zum Ende. Dabei liegt ein besonderes Augenmerk auf ›metaleptischen Gesten‹, die diesen Übergang sichtbar machen und moderieren. Sie zeugen von einer besonderen Kompetenz des Zugriffs auf die Diegese durch die Erzählinstanz, welche der Beitrag aus narratologischer und performanztheoretischer Perspektive in den Blick nimmt.

Friedrich Michael Dimpel befasst sich mit den Kausalitätskonzepten von Hume und Mackie, um diese nach eingehender Prüfung ihrer Tauglichkeit für literaturwissenschaftliche Analysen hinter sich zu lassen und stattdessen linearen Verknüpfungen anhand der ›Buhlschaft auf dem Baume‹ nachzugehen. Dabei nimmt der Beitrag auch kompositorische Elemente des Textes in den Blick, der die Tücken vorschneller Kausalitätsannahmen auf Handlungs- und Diskursebene vor Augen stellt.

Der Beitrag von Lorenz Brandtner untersucht das Märe ›Des Mönches Not‹, welches gerade durch die Aussparung des Sexualaktes auf der Handlungsebene einen Raum für eine vielschichtige Auseinandersetzung mit dem Sexuellen auf diskursiver Ebene öffnet. Sexualität werde dabei aktualisiert und mit konfligierenden Normvorstellungen ins Gespräch gebracht,

ohne dass dieses allerdings zu einem axiologischen Gewinn auf der Figurenebene führen würde. Die Struktur der Erzählung nimmt zuletzt die Form einer Kreisfigur an, in der nichts verloren, aber auch ebenso wenig gewonnen ist.

Silvan Wagner wendet sich schließlich dem Märe von den ›Drei listigen Frauen‹ der Fassung A zu, das durch den kalkulierten Verzicht auf eine Pointe ein prekäres Ende erzeugt. Denn die Wette der Frauen, welche das Geschehen initiiert und rahmt, kommt zu keiner Auflösung. Der unzuverlässige Erzähler halte die von ihm sorgsam vorbereitete Pointe jedoch in doppelter Hinsicht offen, indem er die Entscheidung der Wette an das Publikum zurückspielt und dabei seine eigenen betrügerischen Absichten verschleierte.

Anmerkungen

- 1 Zitat und Übersetzung richten sich nach der Ausgabe von Loretto 2000, S. 12f.
- 2 Wir danken dem Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur, dem Göttinger Zentrum für Mittelalter- und Frühneuzeitforschung (ZMF) sowie der ›Brevitas‹-Gesellschaft für die großzügige Unterstützung der Tagung. Ebenso sei Paul Bank, Marie Kallenberg, Lynn Ortmann, Lotta Rockenbach und Paul Stelzer herzlich gedankt, die uns im Zusammenhang mit der Tagung und in der redaktionellen Arbeit am Manuskript unterstützt haben. Nicht zuletzt danken wir den ›Beiträgen für mediävistische Erzählforschung‹ für die gute Zusammenarbeit und die Publikation des Bandes.
- 3 Vgl. den Kontext dazu, in dem Cicero den Menschen als vernunftbegabtes Wesen vom Tier trennt: *Homo autem, quod rationis est particeps, per quam consequentia cernit, causas rerum videt earumque praegressus et quasi antecessiones non ignorat, similitudines comparat rebusque praesentibus adiungit atque adnequit futuras, facile totius vitae cursum videt ad eamque degendam praeparat res necessarias.* (Der Mensch dagegen, weil er teilhat an der Vernunft, durch die er erkennt, was folgt, sieht die Ursachen der Dinge und kennt sehr wohl ihre Vorstufen und gleichsam Vor-Gänge, vergleicht Ähnlichkeiten und verbindet sie mit den gegenwärtigen Dingen und knüpft die zukünftigen daran, sieht leicht

den Lauf des ganzen Lebens und bereitet die es zu führen notwendigen Dinge vor.), ›De officiis‹, I, 11.

- 4 Die Schwierigkeiten der Überlieferung werden hier ausgeklammert, vgl. dazu grundlegend Bodemann/Dicke 1988.
- 5 Hier und im Folgenden zitiert nach der Ausgabe von Adolf Neumann 2017 [1913]. Vgl. Zur handschriftlichen Überlieferung den kurzen Überblick bei Grotzfeld 2004, S. 17–21.
- 6 Es sind unterschiedliche Versionen des Endes der Rahmenhandlung überliefert. Die hier skizzierte deckt sich mit einer frühen Bemerkung des Gelehrten Ibn al-Nadîm aus dem 10. Jahrhundert. Doch Marzolph/van Leeuwen (2004, S. 374) weisen darauf hin, dass im Gegensatz zu den »expectations raised by Ibn al-Nadîm's statement, none of the Arabic manuscripts preserved from the pre-Galland era contain both the general frame story's beginning and end.« Vielmehr würden die unterschiedlichen Möglichkeiten, die Rahmenhandlung zu schließen, darauf hindeuten, dass ein originales Ende nicht erhalten geblieben ist. Womöglich hat es ein solches nie gegeben.
- 7 Zitiert wird hier aus Thomas Manns Text ›Zu einem Kapitel aus den Buddenbrooks‹, der in der folgenden Ausgabe abgedruckt ist: Thomas Mann: Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Bd. XI: Reden und Aufsätze, Berlin 1960.
- 8 Das Genre der Novelle bildet den Anfang von Thomas Manns schriftstellerischer Tätigkeit und auch für den Buddenbrook-Stoff schwebte ihm zunächst die Form der Novelle vor. »Wie bei seinen späteren Romanen auch«, so Eginhard Hora (1990, S. 62), »wuchs ihm jedoch das Werk unter den Händen.« So führt Mann später selbst einmal in Retrospektion aus: »Ich erinnere mich wohl, daß, was mir ursprünglich am Herzen gelegen hatte, nur die Gestalt und die Erfahrungen des sensitiven Spätlings Hanno waren, – eigentlich also nur das, was den Inhalt des hier abgedruckten Kapitels bildet und was aus frischer Erinnerung, aus dichterischer Introspektion geleistet werden konnte. [...] Da aber ein epischer Instinkt mich trieb, ab ovo zu beginnen und die gesamte Vorgeschichte mit aufzunehmen, so entstand statt der Knabennovelle [...] ein als Familien-Saga verkleideter Gesellschaftsroman.« (›Reden und Aufsätze‹, S. 554)
- 9 Siehe auch die Einschätzung von Ridley/Vogt 2020, S. 2: »Im frühen Typhus-Tod des jungen Hanno Buddenbrook konvergieren alle langfristig angelegten Verfallserscheinungen.«
- 10 Zitiert wird nach Teil, Kapitel und Seitenzahl der Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe, hier Bd. 1,1 (2002).

- 11 Die Genealogie, gegen die sich Hanno hier wendet, kann mit Udo Friedrich (2014, S. 182) »als genuin vormoderne Denkform« verstanden werden, die dem Ende grundsätzlich entgegensteht: »Immer vergewissert sich eine Gegenwart einer Vergangenheit, deren ursprüngliche Wertsetzung es zu bewahren gilt, da der Einzelne Element einer Kette ist, die nicht abreißen darf. Narratologisch gesprochen, ist die Genealogie eine Erzählung ohne Ende, eine Erzählung, die das Ende durch permanente, zyklische Wiederholung des Anfangs aufschiebt.« (Ebd., S. 182f.)
- 12 Vgl. zum narrativen Ereignis zuletzt die Studie von Bleumer 2020, mit einem Kapitel zu Legende und Protonovelle auf den Seiten 147–178, sowie den Sammelband von Schwarzbach-Dobson/Wenzel 2022 und hier besonders dies. 2022, S. 7–27. Dem Zusammenhang von Ereignishaftigkeit, Narrativität und der Konstitution des Endes widmet sich, mit Bezug auf die Vita Adelheits von Freiburg, außerdem der Beitrag von von Müller 2021.
- 13 Assmann erläutert den Zusammenhang von Resultativität und Ende wie folgt: »Resultativität setzt zweierlei voraus: eine lineare Zeitauffassung, und einen Begriff des Endes, der dem linearen Zeitverlauf ein Ziel setzt. Das Ende geht hier nicht über in bzw. wird nicht aufgehoben durch einen neuen Anfang, sondern es bleibt als Ende bestehen in der Form des Resultats, und alle kulturellen Anstrengungen richten sich in dieser Perspektive darauf, das Resultat zu bewahren.« (Assmann 1996, S. 5)
- 14 Vgl. die Einträge zu den entsprechenden Lemmata im Lexer 01/23: *ende*; *ort*; und im DWB 01/23: *ORT*; *ECKE*.
- 15 Es kann sich lohnen, Ambiguität und Ambivalenz nicht als Synonyme aufzufassen, auch wenn sie semantische Überschneidungen aufweisen. Während die Zweideutigkeit (heute häufiger Vieldeutigkeit) der Ambiguität verschiedene Deutungen zulässt, die jedoch relativ klar zu benennen sind und die miteinander nicht unbedingt in Konflikt geraten müssen, zielt die Ambivalenz auf eine Gleichwertigkeit konträrer Bedeutungen, die nicht hierarchisierbar und schwer miteinander in Einklang zu bringen sind. Beide Termini, Ambiguität und Ambivalenz, sind von der mediävistischen Forschung aufgegriffen worden (siehe u. a. Auge/Witthöft 2016; Bockmann/Toepfer 2018), ohne dass sie jedoch immer gegeneinander abgegrenzt wurden. Vgl. Zur Wort- und Begriffsgeschichte Kohlenberger 1971 und Bode 1997.
- 16 Die Axiologie ist Bleumer zufolge die »entscheidende Pointe«, welche einem Handlungsschema seine Semantik verleiht: »So vermag das narrative Syntagma

durch die Axiologie überhaupt erst sinnvoll seinen Anfang und sein Ende zu definieren, d. h. erst durch diese wird es narrativ im Sinne einer Geschichte.« (Bleumer 2015, S. 221)

- [17] Vgl. Haubrichs 1995, S. 1–8 sowie die Forschungsbibliographie im selben Band auf den Seiten 36–50.
- [18] Vgl. den Überblick über die Forschung zum Ende bei von Müller 2021, S. 6f. mit weiteren Literaturhinweisen in Anm. 5.

Literaturverzeichnis

Handschriften

Weimar, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Cod. Quart 565.

Primärliteratur

Aristoteles: Poetik, Griechisch/Deutsch, übersetzt und hrsg. von Manfred Fuhrmann, Stuttgart 2010.

Biblia sacra. Iuxta Vulgatam versionem. Recensuit et brevi apparatu critico instruxit Robertus Weber (durchgesehen und mit einem kritischen Apparat erläutert von Robert Weber), 5., verbesserte Aufl., bearbeitet von Roger Gryson, Stuttgart 2007.

Boner, Ulrich: Der Edelstein, hrsg. von Franz Pfeiffer, Leipzig 1844.

Browne, Thomas: Hydriotaphia, Urne-Burial, or, a brief Discourse of the sepulchral Urnes lately found in Norfolk, in: The works of Sir Thomas Browne. Vol. 1: Religio medici. A letter to a friend. Hydriotaphia. The garden of Cyrus. Brampton urns. Christian morals, hrsg. von Geoffrey Keynes, London 1964, S. 125–172.

(Marcus Tullius) Cicero: Vom rechten Handeln (De officiis), Lateinisch/Deutsch, hrsg. und übersetzt von Karl Büchner, 3. Aufl., München/Zürich 1987.

Codex Weimar Q 565, bearb. von Elisabeth Kully, hrsg. von Rolf May Kully und Heinz Rupp, Bern/München 1982 (Deutsche Sammelhandschriften des späten Mittelalters, Bibliotheca Germanica 25).

Das Buch der Tausend Nächte und der einen Nacht, vollständige und in keiner Weise gekürzte Ausgabe nach den vorhandenen orientalischen Texten, hrsg. von Adolf Neumann, mit Illustrationen von Raphael Kirchner, Reprint der Originalausgabe von 1906–1913, 18. Band, o. O. 2017.

Gallo, Ernest: The Poetria Nova and its sources in early rhetorical doctrine, Den Haag/Paris 1971.

- Horaz: *Ars Poetica*. Die Dichtkunst, Lateinisch/Deutsch, übersetzt und mit einem Nachwort hrsg. von Eckart Schäfer, Stuttgart 1972.
- Philipp von Novara: *Les quatre âges de l'homme. Traité moral*, hrsg. von Marcel de Fréville, Paris 1888.
- Mann, Thomas: *Die Buddenbrooks*. Verfall einer Familie. Roman, hrsg. und textkritisch durchgesehen von Eckhard Heftrich unter Mitarbeit von Stephan Stachorski und Herbert Lehnert, Frankfurt a. M. 2002 (Thomas Mann, Große kommentierte Frankfurter Ausgabe 1.1).
- Mann, Thomas: *Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Bd. XI: Reden und Aufsätze*, hrsg. von Hans Bürgin, Ernst Bürgin und Peter de Mendelssohn, textkritische Durchsicht der Gesammelten Werke erfolgte mit Hilfe des Thomas Mann-Archivs der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Frankfurt a. M. 1960.
- Petrarca, Francesco: *Reisebuch zum Heiligen Grab / Itinerarium ad sepulcrum domini nostri Iesu Christi*, hrsg. von Jens Reufsteck, Stuttgart 1999.
- Petrus Alfonsi: *Disciplina clericalis*, hrsg. und übersetzt von Birgit Esser und Hans-Jürgen Blanke, Würzburg 2016.
- Sebald, W. G.: *Die Ringe des Saturn*. Eine englische Wallfahrt, 13. Aufl., Frankfurt a. M. 2015.
- Seneca, L. Annaeus: *Epistulae morales ad Lucilium, Liber XX / Briefe an Lucilium über Ethik*, 20. Buch, Lateinisch/Deutsch, übersetzt und hrsg. von Franz Loretto, Stuttgart 2000 (RUB 9375).

Sekundärliteratur

- Auge, Oliver/Witthöft, Christiane: Zur Einführung: Ambiguität in der mittelalterlichen Kultur und Literatur, in: dies. (Hrsg.): *Ambiguität im Mittelalter. Formen zeitgenössischer Reflexion und interdisziplinärer Rezeption*, Berlin/Boston 2016, S. 1–17.
- Assmann, Jan: *Denkformen des Endes in der altägyptischen Welt*, in: Stierle/Warning 1996, S. 1–31.
- Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, 8. Aufl., München 2018.
- Benthien, Claudia [u. a.]: *Vanitas und Gesellschaft*. Zur Einführung, in: dies. (Hrsg.): *Vanitas und Gesellschaft*, Berlin 2021, S. 1–27.
- Biesterfeldt, Corinna: Das Schlußkonzept *moniage* in mittelhochdeutscher Epik als Ja zu Gott und der Welt, in: *Wolfram-Studien* 18 (2004b), S. 211–231.
- Biesterfeldt, Corinna: *Moniage – Der Rückzug aus der Welt als Erzählschluß*. Untersuchungen zu ›Kaiserchronik‹, ›König Rother‹, ›Orendel‹, ›Barlaam und Josaphat‹, ›Prosa-Lancelot‹, Stuttgart 2004a.

- Bleumer, Hartmut: Historische Narratologie, in: Ackermann, Christiane/Egerding, Michael (Hrsg.): Literatur- und Kulturtheorie in der Germanistischen Mediävistik, Berlin/Boston 2015, S. 213–274.
- Bleumer, Hartmut: Das andere Ich. Autonarration und Metapher in der Lyrik Oswalds von Wolkenstein, in: Glauch, Sonja/Philipowski, Katharina (Hrsg.): Von sich selbst erzählen. Historische Dimensionen des Ich-Erzählens, Heidelberg 2017 (Studien zur historischen Poetik 26), S. 131–158.
- Bleumer, Hartmut: Ereignis. Eine narratologische Spurensuche im historischen Feld der Literatur, Würzburg 2020.
- Bockmann, Jörn/Toepfer, Regina (Hrsg.): Ambivalenzen des geistlichen Spiels. Revisionen von Texten und Methoden, Göttingen 2018 (Historische Semantik 29).
- Bode, Christoph: Art. Ambiguität, in: RL, Bd. 1 (1997), S. 67–70.
- Bodemann, Ulrike/Dicke, Gerd: Grundzüge einer Überlieferungs- und Textgeschichte von Boners Edelstein, in: Honemann, Volker/Palmer, Nigel F. (Hrsg.): Deutsche Handschriften 1100–1400, Oxforder Kolloquium 1985, Tübingen 1988, S. 424–468.
- Brandes, Peter/Lindner, Burkhardt: Einleitung, in: dies. (Hrsg.): Finis. Paradoxien des Endens, Würzburg 2009.
- Bunia, Remigius: Faltungen. Fiktion, Erzählen, Medien, Berlin 2007 (Philologische Studien und Quellen 202).
- Coxon, Sebastian: Laughter and narrative in the later middle ages. German comic tales 1350–1525, London 2008.
- Deleuze, Gilles: Unterhandlungen: 1972–1990, übersetzt von Gustav Roßler, Frankfurt a. M. 1993.
- Deleuze, Gilles: Die Falte. Leibniz und der Barock, aus dem Französischen von Ulrich Johannes Schneider, 8. Aufl., Frankfurt a. M. 2020.
- Dimpel, Friedrich Michael: Finalität versus Linearität statt Finalität versus Kausalität. Verknüpfungstechniken im *König Rother*, in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 255.2 (2018), S. 247–271.
- Dimpel, Friedrich Michael/Wagner, Silvan (Hrsg.): Prägnantes Erzählen, Oldenburg 2019 (Brevitas 1 – BmE Sonderheft) ([online](#)).
- Döring, Pia/Emmelius, Caroline (Hrsg.): Rechtsnovellen. Rhetorik, narrative Strukturen und kulturelle Semantiken des Rechts in Kurzerzählungen des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Berlin 2017 (Philologische Studien und Quellen 263).
- Eco, Umberto: Das offene Kunstwerk, aus dem Italienischen von Günter Memmert, Frankfurt a. M. 1973.
- Fischer, Hanns: Studien zur deutschen Märendichtung, 2. durchgesehene und erweiterte Aufl., besorgt von Johannes Janota, Tübingen 1983.

- Friedrich, Udo [u. a.] (Hrsg.): Anfang und Ende. Formen narrativer Zeitmodellierung in der Vormoderne, Berlin/Boston 2014 (Literatur – Theorie – Geschichte 3).
- Friedrich, Udo: Held und Narrativ. Zur narrativen Funktion des Heros in der mittelalterlichen Literatur, in: Millet, Victor/Sahm, Heike (Hrsg.): Narration and Hero. Recounting the Deeds of Heroes in Literature and Art of the Early Medieval Period, Berlin/Boston 2014 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 87), S. 175–194.
- Friedrich, Udo: Umkehr. Rhetorischer Topos und epistemische Figur, in: ders. [u. a.] (Hrsg.): Anthropologie der Kehre. Figuren der Wende in der Literatur des Mittelalters, Berlin [u. a.] 2020 (Literatur – Theorie – Geschichte 21), S. 77–102.
- González, Emilio/Millet, Victor (Hrsg.): Die Kleinelpeik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme, Berlin 2006 (Philologische Studien und Quellen 199).
- Grotzfeld, Heinz: The Manuscript Tradition of the *Arabian Nights*, in: Marzolph/van Leeuwen 2004, S. 17–21.
- Grubmüller, Klaus: Das Grotteske im Märe als Element seiner Geschichte, in: Haug/Wachinger 1993, S. 37–54.
- Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Die Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle, Tübingen 2006.
- Haarkötter, Hektor: Nicht-endende Enden. Dimensionen eines literarischen Phänomens. Erzähltheorie, Hermeneutik, Medientheorie, Würzburg 2007 (Epistemata 574).
- Haferland, Harald: Kontingenz und Finalität, in: Herberichs/Reichlin 2009, S. 337–363.
- Haferland, Harald: ›Motivation von hinten‹. Durchschaubarkeit des Erzählens und Finalität in der Geschichte des Erzählens, in: Diegesis 3.2 (2014), S. 66–95.
- Hagby, Maryvonne: *man hat uns für die warheit ... geseit*. Die Strickersche Kurzerzählung im Kontext mittellateinischer ›narrationes‹ des 12. und 13. Jahrhunderts, Münster [u. a.] 2001 (Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit 2).
- Haubrichs, Wolfgang (Hrsg.): Anfang und Ende, Stuttgart 1995 (=LiLi 99).
- Haubrichs, Wolfgang: Einleitung, in: ders. 1995, S. 1–8.
- Haubrichs, Wolfgang: Kleine Bibliographie zu ›Anfang‹ und ›Ende‹ in narrativen Texten (seit 1965), in: ders. 1995, S. 36–50.
- Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts, Tübingen 1993 (Fortuna Vitrea 8).
- Haug, Walter: Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählungen, in: ders./Wachinger 1993, S. 1–36.

- Heiland, Satu: Visualisierung und Rhetorisierung von Geschlecht. Strategien zur Inzenierung weiblicher Sexualität im Märe, Berlin/Boston 2015 (Literatur – Theorie – Geschichte 11).
- Herberichs, Cornelia/Reichlin, Susanne (Hrsg.): Kein Zufall. Konzeptionen von Kontingenz in der mittelalterlichen Literatur, Göttingen 2009.
- Hora, Eginhard/Redaktion Kindlers Literatur Lexikon: Art. Buddenbrooks. Verfall einer Familie, in: Kindlers Neues Literatur Lexikon, Bd. 11 (1990), S. 62–63.
- Hügli, Anton: Art. Schluß, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 8 (2007), Sp. 509–518.
- Hühn, Peter [u. a.] (Hrsg.): The living handbook of narratology, Hamburg 2011, rev. 2014 ([online](#)).
- Kermode, Frank: The sense of an ending. Studies in the theory of fiction, New York 1967.
- Kiening, Christian: Zeit des Aufschubs oder: Jedermanns Ende, in: Weitbrecht [u. a.] 2020, S. 81–99.
- Koch, Elke: Erzählen vom Tod. Überlegungen zur Finalität in mittelalterlichen Georgsdichtungen, in: Herberichs/Reichlin 2009, S. 110–130.
- Kohlenberger, Helmut K.: Art. Ambiguität (Amphibolie), in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 1 (1971), Sp. 201–203.
- Köhler, Peter: Nonsense. Theorie und Geschichte der literarischen Gattung, Heidelberg 1989 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, Folge 3, 89).
- Köhler, Peter/Müller, Ralph: Art. ›Pointe‹, in: 3RL, Bd. 3 (2003), S. 115–117.
- Labov, William: The Language of Life and Death. The Transformation of Experience in Oral Narrative, Cambridge 2013.
- Lausberg, Heinrich: Elemente der literarischen Rhetorik. Eine Einführung für Studierende der klassischen, romanischen, englischen und deutschen Philologie, 3. durchgesehene Aufl., München 1967 (Sprachen der Welt 6508).
- Lotman, Jurij M.: Die Struktur literarischer Texte, übersetzt von Rolf-Dietrich Keil, 4., unveränderte Aufl., München 1993.
- Lugowski, Clemens: Die Form der Individualität im Roman, mit einer Einleitung von Heinz Schlaffer, Frankfurt a. M. 1976.
- Martínez, Matías/Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie, 10., überarbeitete Aufl., München 2016.
- Marzolph, Ulrich/van Leeuwen, Richard (Hrsg.): The Arabian Nights Encyclopedia, Volume 1, with the collaboration of Hassan Wassouf, with fourteen introductory essays by internationally renowned specialists, Santa Barbara [u. a.] 2004.
- Marzolph, Ulrich/van Leeuwen, Richard: Shahriyâr and His Brother, 1 The Story of King (Burton from the Calcutta II edition), in: dies. 2004, S. 370–376.
- Mumprecht, Vroni: Art. Ende, in: TPMA, Bd. 2 (1996), S. 460–477.

- Neuschäfer, Hans-Jörg: *Boccaccio und der Beginn der Novelle. Strukturen der Kurz-
erzählung auf der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit*, München 1969.
- Nowakowski, Nina: *Sprechen und Erzählen beim Stricker. Kommunikative Formate
in mittelhochdeutschen Kurzerzählungen*, Berlin/Boston 2018 (TMP 35).
- Ridley, Hugh/Vogt, Jochen: Art. Mann, Thomas: *Buddenbrooks. Verfall einer Fami-
lie*, in: *Kindlers Literatur Lexikon (KLL) online*, Stuttgart 2020, S. 1–3.
- Rippl, Coralie: *Erzählen als Argumentationsspiel. Heinrich Kaufringers Fallkonstruk-
tionen zwischen Rhetorik, Recht und literarischer Stofftradition*, Tübingen 2014
(*Bibliotheca Germanica* 61).
- Rüther, Hanno: *Vom Ende der Legende. Textschluss und Handlungsende in deutsch-
sprachigen Fassungen der Vita des heiligen Thomas Becket*, in: Honemann, Vol-
ker/Miedema, Nine Robijntje (Hrsg.): *Geistliche Literatur des Mittelalters und
der Frühen Neuzeit*, FS Rudolf Suntrup, Frankfurt a. M. [u. a.] 2013, S. 39–54.
- Rüther, Hanno: *Grundzüge einer Poetologie des Textendes der deutschen Literatur
des Mittelalters*, Heidelberg 2018 (*Studien zur historischen Poetik* 19).
- Scheuer, Hans Jürgen: *Faltungen. Brevitas, Allegorie und Exemplarität in mittel-
alterlichen Transformationen Ovids*, in: *Wolfram-Studien* 24 (2017), 57–75.
- Schmid, Wolf: *Elemente der Narratologie*, 3. erweiterte und überarbeitete Aufl., Ber-
lin/Boston 2014.
- Schwarzbach-Dobson, Michael: *Exemplarisches Erzählen im Kontext. Mittelalterliche
Fabeln, Gleichnisse und historische Exempel in narrativer Argumentation*,
Berlin/Boston 2018a (*Literatur – Theorie – Geschichte* 13).
- Schwarzbach-Dobson, Michael: *Narration – Argumentation – Epimythion. Zum
rhetorischen Potential exemplarischer Kurzerzählungen (Fabel, Gleichnis, his-
torisches Exempel) des Mittelalters*, in: *BmE* 1 (2018b), S. 69–99 ([online](#)).
- Schwarzbach-Dobson, Michael: *Lob der Kürze. Zur theoretischen Verortung mittel-
alterlicher Kurzerzählungen zwischen Aristoteles und Cassirer. Mit einer Bei-
spielanalyse der Fabel ›Befreite Schlange, Mann und Fuchs‹ (AaTh 155)*, in:
Dimpel/Wagner 2019, S. 159–190 ([online](#)).
- Schwarzbach-Dobson, Michael/Wenzel, Franziska: *Aventiure. Ereignis und Erzäh-
lung – Präliminarien*, in: dies. (Hrsg.): *Aventiure. Ereignis und Erzählung*, Ber-
lin 2022 (*ZfdPh Beihefte* 21), S. 7–27.
- Simmel, Georg: *Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel*, 3. Aufl., unverän-
deter Nachdruck der 1922 erschienenen 2. Aufl., Berlin 1994.
- Stierle, Karlheinz/Warning, Rainer (Hrsg.): *Das Ende. Figuren einer Denkform*,
München 1996 (*Poetik und Hermeneutik* 16).
- Stierle, Karlheinz: *Die Wiederkehr des Endes. Zur Anthropologie der Anschauungs-
formen*, in: ders./Warning 1996, S. 578–599.

- Unzeitig-Herzog, Monika: Überlegungen zum Erzählschluß im Artusroman, in: Wolfzettel, Friedrich (Hrsg.): *Erzählstrukturen der Artusliteratur. Forschungsgeschichte und neue Ansätze*, Tübingen 1999, S. 233–253.
- Uther, Hans-Jörg: Art. Endlose Erzählung, in: EM, Bd. 3 (1981), Sp. 1409–1413.
- van Dijk, Teun A.: *Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung*, deutsche Übersetzung von Christoph Sauer, Tübingen 1980.
- van Ingen, Ferdinand: *Vanitas und Memento mori in der deutschen Barocklyrik*, Groningen 1966.
- von Contzen, Eva/Tilg, Stefan (Hrsg.): *Handbuch historische Narratologie*, Berlin 2019.
- von Müller, Mareike: *Schwarze Komik. Narrative Sinnirritationen zwischen Märe und Schwank*, Heidelberg 2017 (Studien zur historischen Poetik 24).
- von Müller, Mareike: *Et sic est finis? Prägnanzspiele und Konstruktionen des Endes in mhd. Kleinepik am Beispiel von ›St. Petrus und der Holzhacker‹ und ›Der Müller im Himmel‹*, in: Dimpel/Wagner 2019, S. 469–496 ([online](#)).
- von Müller, Mareike: *Auf der Suche nach dem Ende. Erosionen des narrativen Sinns in der Vita Adelheits von Freiburg*, in: BmE 4 (2021), S. 1–50 ([online](#)).
- Wehse, Rainer: Art. Ende der Welt, in: EM, Bd. 3 (1981), Sp. 1406–1409.
- Weitbrecht, Julia [u. a.] (Hrsg.): *Die Zeit der letzten Dinge. Deutungsmuster und Erzählformen des Umgangs mit Vergänglichkeit in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Göttingen 2020.
- Willers, Michaela: *Heinrich Kaufinger als Märenautor. Das Œuvre des cgm 270*, Berlin 2002.
- Witthöft, Christiane: *Finalität. Grabinschriften in der Untergangserzählung des Prosalancelot*, in: Friedrich [u. a.] 2014, S. 243–265.

Hilfsmittel

- Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities ([online](#)).
- DWB 01/23: Lemma ›ecke‹ ([online](#)).
- DWB 01/23: Lemma ›ende‹ ([online](#)).
- DWB 01/23: Lemma ›ent‹ ([online](#)).
- Georges, Karl Ernst: Lemma ›finis‹, in: *Ausführliches lateinisch–deutsches Handwörterbuch*, Hannover 1913 (Nachdruck Darmstadt 1998), Band 1, Sp. 2767–2768 ([online](#)).
- Kluge. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache: Lemma ›Ende‹*, bearbeitet von Elmar Seebold, 25., durchgesehene und erweiterte Aufl., Berlin/Boston 2011, S. 245.
- Lexer 01/23: Lemma ›ort‹ ([online](#)).

Lexer 01/23: Lemma ›ende‹ ([online](#)).

Mittelhochdeutsches Handwörterbuch von Matthias Lexer, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23 ([online](#)).

Pape, Wilhelm: Lemma ›telos‹, in: Handwörterbuch der griechischen Sprache, Braunschweig 31914, Band 2, S. 1088f. ([online](#)).

Anschrift der Autoren:

Dr. Mareike von Müller
Georg-August-Universität Göttingen
Seminar für Deutsche Philologie
Abt. Germanistische Mediävistik
Käte-Hamburger-Weg 3
37073 Göttingen
Email: mareike.mueller-von@phil.uni-goettingen.de

Dr. Michael Schwarzbach-Dobson
Universität zu Köln
Institut für deutsche Sprache und Literatur I
Albertus-Magnus-Platz
50923 Köln
Email: michael.schwarzbach@uni-koeln.de